

M Ü N C H E N E R
U N I V E R S I T Ä T S R E D E N

NEUE FOLGE HEFT 25

Geschichte, Wirtschaft,
Wirtschaftsgeschichte

von

Friedrich Lütge

MAX HUEBER VERLAG
M Ü N C H E N

Münchener Universitätsreden

Neue Folge

Heft 1

Michael Schmaus

Beharrung und Fortschritt im Christentum

Groß 8°. Mit einem Bild des Verfassers, 24 Seiten, geh. DM 1.50

Heft 2

Bruno Huber

Das Prinzip der Mannigfaltigkeit in der belebten Natur

Groß 8°. 12 Seiten, geh. DM —.70

Heft 3

Hugo Grau

Gedanken über die gegenwärtige Sicht der Anatomie am Beispiel des Nervensystems

Groß 8°. Mit 4 Abbildungen, 20 Seiten, geh. DM 1.20

Heft 4

Hans Nawiascky

Max von Seydel

Groß 8°. 16 Seiten, geh. DM 1.—

Heft 5

Theodor Maunz

Toleranz und Parität im deutschen Staatsrecht

Groß 8°. 16 Seiten, geh. DM 1.—

Heft 6

Aloys Wenzl

Immanuel Kants bleibende Bedeutung

Groß 8°. 12 Seiten, geh. DM —.80

Heft 7

Karl von Frisch

Symbolik im Reich der Tiere

Groß 8°. 14 Seiten, geh. DM 1.—

Heft 8

Alfred Marchionini

Die moderne Klinik innerhalb der universitas litterarum

Groß 8°. 16 Seiten, geh. DM 1.—

MAX HUEBER VERLAG MÜNCHEN 13

Geschichte, Wirtschaft, Wirtschaftsgeschichte

Rede, gehalten beim Stiftungsfest
der Ludwig-Maximilians-Universität
am 4. Juli 1959

von

Friedrich Lütge



MAX HUEBER VERLAG
MÜNCHEN

Gesamtherstellung: A. Bergmiller & Co. · München

Hochverehrte Festversammlung!

Jeder, dem die Ehre zuteilgeworden ist, vor den Gästen unserer Alma Mater den akademischen Festvortrag zu halten, steht vor der Wahl, ob er sich ein Thema stellen will, das seinen eigenen neueren Forschungen entnommen ist, oder aber, ob er etwa über allgemeinere Fragen berichten will, die den von ihm vertretenen Zweig der Wissenschaft zur Zeit bewegen. Ich habe mich entschlossen, nicht über das mich im Augenblick besonders beschäftigende Forschungsgebiet, nämlich den Dreißigjährigen Krieg, zu sprechen, sondern den zweiten Weg zu gehen, da ich glaube, daß in den Wissenschaften von der Geschichte, von der Wirtschaft und von der Wirtschaftsgeschichte gerade in der Gegenwart eine Reihe von Fragen zur Diskussion steht, von denen ich annehmen möchte, daß man über sie auch vor einem Kreis von vorwiegend Nicht-Fachgenossen sprechen darf, weil hier nämlich eine recht erfreuliche Besinnung auf Grundsätzliches zum Ausdruck kommt.

Wenn ich recht sehe, sind es im besonderen zwei Tatsachen, von denen wir ausgehen können.

Einmal ist daran zu denken, daß sich in den letzten Jahren im Bereich der Geschichtswissenschaft ein Methodenstreit von einer Heftigkeit entwickelt hat, wie er schon einmal — wenn wir von den Naturwissenschaften, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann, absehen — in der gleichen Weise und mit fast den gleichen Argumentationen Für und Wider in der Volkswirtschaftslehre durchgefochten worden ist —, so sehr, daß der Kenner dieses Methodenstreits immer wieder auf altbekannte Gedanken trifft. Unwillkürlich drängt sich dabei die Frage auf, ob in diesem Falle nicht vielleicht die Geschichtswissenschaft von der Nachbarwissenschaft Anregungen und Erkenntnisse übernehmen könnte.

Der zweite Tatbestand ist mit diesem Wort Nachbarwissenschaft, das manche Hörer vielleicht überrascht, schon angedeutet. Gemeint ist dabei die Tatsache, daß beide Wissenschaften es mit singulären Erscheinungen zu tun haben, mit dem mehr oder weniger vernunftbestimmten Handeln von einzelnen Menschen und den Auswirkungen dieser Handlungen. Sowohl für den Bereich der Geschichte wie für den Bereich der Wirtschaft trifft es ja zu, daß der Mensch jeden Schritt, den

er tut, in unbekanntes Land setzt, so sehr er sich auch müht, denkend die Zukunft zu durchleuchten. Das ist „sein Glücksanteil und sein Verhängnis zugleich“ (Joseph Vogt). Und je entschiedener er schreitet, desto reicher an Gefahr und um so unwiderprüflicher und zugleich unwiderholbarer wird jeder Schritt.

Da es immer singuläre Fakten sind, erhebt sich die Frage, ob und wie es möglich ist, zu einer allgemeinen Erkenntnis, zu einer Erkenntnis des Allgemeinen, auf dem Wege einer wissenschaftlichen Erfassung der Fülle dieser singulären Erscheinungen zu kommen. Das wird uns noch im besonderen zu beschäftigen haben.

I.

Werfen wir aber zunächst einen kurzen Blick auf einige Fragen, die im besonderen die Geschichtswissenschaft berühren.

Jeder, der sich in der neueren und neuesten Literatur, die sich mit den Grundlagen der Geschichtswissenschaften befaßt, auch nur flüchtig umsieht, wird zutiefst berührt sein von dem leidenschaftlichen Ernst, mit dem um die Kernfragen gerungen wird. Oft sind es ausgesprochen harte Worte, mit denen über einen unbefriedigenden Zustand der heutigen Geschichtswissenschaft geklagt wird, angefangen von den aufrüttelnden Worten Gerhard Ritters auf dem Münchener Historiker-Tag 1949, über Baraclough und Toynbee bis zur gegenwärtigen Diskussion zwischen Pieter Geyl und Othmar Anderle.

Es ist nicht notwendig, diese Aussage an dieser Stelle durch Zitate zu belegen. Fragen wir lieber: was steht hinter allen diesen temperamentvollen, zuweilen überspitzenden Thesen an zentralen, sachlichen Anliegen?

Dreierlei will mir dabei — bewußt von einigen anderen Bereichen abgesehen — von besonderem Gewicht erscheinen:

1. Man würde nicht weiter hinhören, wenn lediglich gefordert wird, es nicht bei der Häufung von Tatsachen-Wissen, Nacherzählungen und Quellen-Editionen bewenden zu lassen, die ja doch immer nur Voraussetzungen einer „höheren Geschichtsschreibung“ sein können. Diese Klagen bzw. Forderungen sind ebenso alt wie berechtigt, und es wäre dazu im Kern nichts weiter zu sagen, als daß sich an diesem Punkt schon immer Könige und Kärner geschieden haben, heute noch scheiden und immer scheiden werden.

Es genügt für uns hier auf die so einfache und doch so erkenntnisträchtige Unterscheidung von Benedetto Croce — einem der bedeutendsten Denker aus dem Lande unserer italienischen Gäste — hinzuweisen, der neben die bloße historische Gelehrsamkeit und die Tatsachenfestlegung jene

Begegnung des Geistes mit sich selber stellte, die nur da sich vollzieht, wo sich das in dem Subjekt — dem Historiker — und das in seinem Gegenstande pulsierende Leben in schöpferischer Vermählung durchdringen. Dies ist wohl unbestritten.

Aber man horcht doch auf, wenn es als Aufgabe der Geschichtsschreibung bezeichnet wird, den Menschen zu helfen, ein Weltbild zu gewinnen, ihm die „Ortsbestimmung der Gegenwart“ zu ermöglichen, zu einer „menschlichen Existenzerhellung“ beizutragen. Und wenn man gar — wie dies etwa bei Werner Näf zu lesen steht — der Geschichtswissenschaft die Aufgabe zuschreibt, der „Zukunft voranzuleuchten“, die „Möglichkeiten von Lösungen oder doch Klärungen großer Menschheitsfragen“ darzutun, dann ist wohl der äußerste Gegensatz zu jener so häufig zitierten, wenn auch nicht immer richtig interpretierten Forderung von Ranke erreicht, daß der Historiker sich darauf zu beschränken habe, festzustellen, „wie es eigentlich gewesen ist“.

Kein Wunder, daß diese auf Umwälzung der bisherigen Grundlagen der Geschichtswissenschaft gerichtete Forderung oft auf Abwehr, Selbstverteidigung, ja leidenschaftlichen Widerspruch gestoßen ist. Man mag sich über Abgrenzungen streiten — das besagt nicht viel. Aber unausweichbar ist — so will mir scheinen — die Geschichtswissenschaft vor die Alternative gestellt, entweder diese Forderung nach umfassender Schau, nach Synthese — die unsere Zeit verlangt — als ihre Aufgabe zu betrachten, oder aber sich damit abzufinden, daß sie den „Frondeuren“ oder mutigen „Dilettanten“ überlassen bleibt.

2. Daneben steht die alte, jetzt aber wieder neu gesehene Frage nach einer universalen Geschichtsbetrachtung und damit nach dem Rangverhältnis der einzelnen Bereiche des geschichtlichen Lebens und Werdens. Ist es möglich, an der Vorstellung festzuhalten, daß Geschichte in erster Linie politische Geschichte ist? Eine solche Auffassung würde ich ebenso ablehnen wie jene andere, die etwa die Gesamtgeschichte von der Wirtschaft oder von der Kunst oder vom Recht aus verstehen will. Nach meiner Überzeugung muß an den Beginn jeder speziellen Geschichtsbetrachtung die ganz schlichte Erkenntnis stehen, daß es letztlich nur eine einzige Einheit gibt, nämlich das ganze Leben in seiner rätselhaften Fülle und unendlichen Breite, und daß jede Systematisierung und Aufgliederung letztlich doch nur ein Zeichen menschlicher Unvollkommenheit ist, da der Mensch eben nur stückweise erkennen kann. Nur von hier aus kann man auch jener unzulänglichen Haltung begegnen, die vorschnell Rangordnungen und Kausalbeziehungen zwischen den verschiedenen Bereichen des Lebens behauptet und von dort her das Geschichtsbild formt. Es wird dann

auch vermieden, das Phänomen der Macht und die Gefahr einer „Dämonie der Macht“ einseitig als im politischen Raum gegeben anzusehen und die geschichtsbildende Kraft der Macht etwa im ökonomischen Raum zu unterschätzen oder vielleicht garnicht zu sehen. In dieser so weit verbreiteten Haltung wirkt — wenn ich recht sehe — die Staats- und Machtvorstellung des absoluten Fürstentums mit der damals gegebenen Unterstellung der Wirtschaft unter das Machtgebot des Staates bis in die Gegenwart hinein nach, — in Deutschland mehr als anderswo.

3. Noch ein dritter Tatbestand sei hervorgehoben, der uns in der heutigen Diskussion um die sog. Krise in der Geschichte begegnet. Damit zielen ich auf die Diskussion um die Methodik, speziell um die Frage nach der Grundlegung der Geschichtswissenschaft und im Kern sogar aller Geisteswissenschaften. Es geht um nicht mehr und nicht weniger als um die Anerkennung oder Nichtanerkennung der von Windelband-Rickert dereinst so fest und wie man meinte: für immer gefügten erkenntnistheoretischen Grundlage, es geht um das „Axiom von der Singularität, Partikularität und Individualität aller historischen Erscheinungen“ (Anderle). Die Auseinandersetzung geht um jene Grundlegung, die namentlich in der deutschen Geschichtswissenschaft so lange allgemeine Gültigkeit besaß und die verständlicherweise auch heute noch in Abwehr gegen die sich mehrenden Angriffe verfochten wird. Negativ formuliert heißt dies auf eine einfache Formel gebracht: Ablehnung der generalisierenden Gesichtspunkte, der Theorie. Da ja nun einmal jede Wissenschaft allen Anlaß hat, ihre Methodenfragen sehr ernst zu nehmen, ist es nicht verwunderlich, daß gerade um sie mit besonderer Leidenschaftlichkeit gerungen wird, und dies erst recht in Deutschland, wo ja leicht Fragen der Methode, die doch Zweckmäßigkeitsfragen sind, in den Rang von Weltanschauungs-Problemen hinaufgesteigert werden. So fordern die einen nach wie vor die mehr oder weniger ausschließliche Anwendung dieser Methode als der einzigen, die dem Historiker ansteht, verwerfen also jede Theorie, während die Gegner gerade ihr in der Geschichtswissenschaft eine starke Geltung zuerkennen wollen. Entschließe man sich dazu nicht, so müsse — wie Toyne einmal zugespitzt formulierte — der Historiker sich entweder damit abfinden, daß er kurzzeitig sei, oder er müsse sich über den Vorwurf der Oberflächlichkeit hinwegsetzen, ihn gleichsam als unvermeidbar hinnehmen. Er steht dann, wie es Hayek formuliert hat, in dem Dilemma der Spezialisierung, es steht vor ihm, wie es Anderle ausgedrückt hat, das Heisenberg-Problem der Historiographie, und dieses ist nur von einer neuen methodischen Basis aus lösbar.

Aber — so will mir scheinen — auch der, der an der idiographischen Methode festzuhalten entschlossen ist, kommt damit nicht um die Frage herum, von wem denn sonst, wenn der Historiker sich für unzuständig erklärt, die ja unausweichbare und gerade auch in unserer Zeit so lebhaft geforderte Synopsis, die Integration durchgeführt werden soll. Es gibt dann nur die Wahl zwischen zwei Möglichkeiten: entweder muß eine andere Wissenschaft diese Aufgabe erfüllen — und dafür hat sich ja immer wieder die Soziologie angeboten —, oder aber er muß sich auf die Vorstellung zurückziehen, daß diese Synopsis jenseits des methodisch Erfassbaren und Realisierbaren liegt und Sache des historiographischen Genies ist, also Glück, Zufall, Intuition, Geschenk.

Was das Letztere angeht, so will es mir durchaus nicht abwegig erscheinen, dieser Intuition, dem Geschenk von oben, einen großen Rang einzuräumen, auch wenn es dem Wissenschaftler Pein bereiten mag, etwas einbeziehen zu sollen, das sich der strengen Methodik entzieht. Aber das wäre wohl kein Grund. Ich denke da an eine der „Xenien“ Schillers mit der Überschrift „Wissenschaftliches Genie“, und da heißt es:

„Wird der Poet nur geboren? Der Philosoph wirds nicht minder.

Alle Wahrheit zuletzt wird nur gebildet, geschaut.“

Das bezieht Schiller nicht etwa nur auf den Fachphilosophen, sondern auf jeden Wissenschaftler, auch den Historiker. Und ähnlich hat kurz darauf Wilhelm von Humboldt sich mit Betonung zu der Auffassung bekannt, daß die Wirksamkeit des Dichters und des Geschichtsschreibers „unleugbare eine verwandte“ sei. Auch jener viel zitierte Ausspruch von Jacob Burckhardt, daß die Geschichtswissenschaft „die unwissenschaftlichste aller Wissenschaften“ sei, deutet ja in die gleiche Richtung.

Das alles trägt Wahrheit in sich, und doch reicht es nicht aus. Keine Wissenschaft kann verzichten auf ein sauberes methodologisches Fundament, wenn auch auf der anderen Seite wieder Methode nicht alles ist. Namentlich könnte eine solche Auffassung, wie mir scheinen will, zu der Anschauung verführen, daß die so vielfach und temperamentvoll diskutierten Mängel der heutigen Historiographie lediglich subjektiv bedingt, im Subjekt gelegen seien, also darin, daß die im Prinzip ja allgemein angestrebte Synopsis, Integration, eben nur zufolge der persönlichen Unzulänglichkeit der Historiker nicht zustande komme; während es doch wohl richtiger ist, diese Gründe zunächst im „Objektiven“ zu suchen, d.h. also in Mängeln der bisher vorherrschenden Methode. Daher ist denn verständlicherweise der Ruf nach methodologischer Neubesinnung laut geworden, ohne daß — jedenfalls so weit ich sehe — diese schon zu einem anerkannten Ergebnis geführt hat. So

werden wir denn auch auf diesem Umweg wieder auf jenen „Methodenstreit“ hingeführt, von dem schon einleitend die Rede war, und wie er uns aus der Nachbarwissenschaft, der Volkswirtschaftslehre, so wohl vertraut ist.

II.

Befürchten Sie nicht, daß ich nunmehr den Versuch machen werde, diesen alten Methodenstreit auszubreiten. Das wäre viel zu weitschweifig, ja langweilig und auch überflüssig; es wäre vor allem deswegen überflüssig, weil ja doch in der Nationalökonomie der Methodenstreit faktisch entschieden ist, diese alte Problematik garnicht mehr zur Diskussion steht. Uns soll nur interessieren, was als Warnung und Mahnung von überzeitlicher allgemeiner Bedeutung sein könnte.

Und hier scheint mir eine Tatsache im Vordergrund zu stehen, die im Kern für eine jede Wissenschaft von Bedeutung ist, aber wohl — wenn ich recht sehe — besonders deutlich in der heutigen Wirtschaftswissenschaft zu Tage tritt. Die methodische Klärung kann nämlich im Prinzip gelungen sein, ohne daß deswegen schon die Wissenschaft „in Ordnung“ ist, das will heißen, daß man zu ihrer Ausgestaltung und ihrer Handhabung ein eindeutiges „Ja“ zu sagen vermag. Daneben steht ein Zweites: die Klärung der methodischen Grundlagen und die Bewährung vor dem Sachproblem sind zwei verschiedene Dinge und gehen durchaus nicht notwendig Hand in Hand, ja gehen zuweilen überraschend auseinander.

Dies letztere, das wir hier voranstellen wollen, zeigt sich bemerkenswerterweise bei dem Methodenstreit in der Nationalökonomie schon sehr früh, nämlich schon bei den Vertretern der älteren Historischen Schule, bei Roscher, Hildebrand und Knies. Aus Opposition gegen die ihnen ungenügend erscheinende Rationaltheorie der englischen Klassiker, geboren aus dem Wunsch nach größerer Wirklichkeitsnähe, erhoben sie das Verlangen nach einer Verdrängung der deduktiven durch die induktive Methode, der Verallgemeinerungen durch die Hervorhebung des Individuellen, Historischen. Das, was nun dem heutigen Leser dieser weithin nicht mehr beachteten Werke auffällt, ist die überraschende Diskrepanz zwischen den methodologischen Programmen und dem, was tatsächlich im Hinblick auf die Sachproblematik geleistet wurde. Wirklich historische Arbeiten sind von diesen Männern der Historischen Schule nämlich nicht vorgelegt worden, auch keine historische Theorie. Darin liegt doch ein höchst überraschendes, aber auch aufschlußreiches Faktum. Hier wird es deutlich, daß man im Prinzip recht haben und vor dem selbstgestellten Sachproblem doch versagen kann, daß einer, um mit Thomas Mann zu sprechen, „recht sein kann auf dem Weg, aber der Rechte nicht für den Weg“.

Alle drei Genannten — das läßt sich leicht zeigen — sind überraschend gescheitert, wenn sie vor der Aufgabe standen, ihre so feinsinnig entwickelte Methode vor Sachproblemen zu bewähren. Aber alle drei haben auch — ohne dessen recht gewahr zu werden — immer wieder Theorien herangezogen, nur eben eine höchst kümmerliche Theorie, und so haben sie alle drei selbst, ohne es zu wollen und zu wissen, die Mängel ihrer eigenen Methodologie unter Beweis gestellt, eben weil sie im Grunde nicht die Notwendigkeit eines Miteinandersahen und für sich selbst den Rang der Ausschließlichkeit beanspruchten.

Interessant ist nun, daß dieses Verhältnis sich genau umkehren kann. Bei dem so viel und so hart kritisierten Gustav Schmoller etwa sehen wir eine höchst kümmerliche Methodologie, während seine und seiner Schüler Arbeiten an den Sachproblemen, auch gerade seine historischen Arbeiten, weitgehend brauchbar sind, weit brauchbarer als seine Beiträge zur Methodenlehre.

Über alle diese Auseinandersetzungen ist die Nationalökonomie hinausgewachsen. Der Streit ist abgetan; über diese einst so lebhaft diskutierten Fragen herrscht heute im Prinzip Einigkeit, und zwar unter den Angehörigen der unterschiedlichsten Richtungen. Es gibt heute keinen Theoretiker, der nicht beredte Worte fände, um die Notwendigkeit der Geschichte (und z. T. auch der Soziologie) zu unterstreichen; und kein Nicht-Theoretiker käme auf den Gedanken, den Rang der Theorie in Zweifel zu ziehen. Wenn es noch eines weiteren Beweises bedurft hätte, dann haben ihn die beiden letzten wissenschaftlichen Tagungen des altberühmten Vereins für Sozialpolitik geliefert.

Ist mit dieser methodologischen Klärung nun aber in dem bezeichneten Sinn alles in Ordnung? Muß nicht immer wieder um gefundene Antworten gerungen werden, wenn sich die Gesichtspunkte wandeln?

Aber lassen wir dies und versuchen wir einmal die heutige Situation zu umreißen. Da haben wir eine hochentwickelte und leistungsfähige Wirtschaftstheorie. Sie ist durch ein ungemein hohes Ausmaß an Abstraktion gekennzeichnet. Dabei stehen notwendig die quantitativen Fakten im Vordergrund, die qualitativen Fakten treten zurück, verschwinden bei manchen Theoretikern ganz. Man demonstriert volkswirtschaftliche Zusammenhänge an Modellen. Ein solches theoretisches Modell ist aber in keiner Weise ein genaues Abbild der Wirklichkeit. Es ist durchaus instrumental. Gegenstand der Theorie ist, wie Erich Preiser

einmal formuliert hat, die „innere Mechanik der Gesellschaftswirtschaft“. Mit Hilfe der Modelle sucht die Wirtschaftswissenschaft kausale wie aber auch funktionelle Zusammenhänge aufzuhellen. Dem Vorwurfe, den man gegen die ältere klassische Theorie mit Recht erheben konnte, und auf den abstellend ja auch die Historische Schule in der Nationalökonomie den Kampf gegen sie eröffnete, nämlich dem Vorwurfe, daß sie allzu schnell aufgrund von Tatsachen, die lediglich für bestimmte Zeitumstände gelten, verallgemeinere, sucht sie dadurch zu begegnen, daß sie nicht nur die unterschiedlichsten Situationen, sondern auch unterschiedliche Zielsetzungen der Wirtschaftler, ebenso unterschiedliche Verhaltensweisen in ihre Schemata einbaut. Sie ist sich durchaus klar darüber, daß es, wie ich das gern formuliere, zwei Schichten der Realität gibt, nämlich die Dinge an sich und die Auffassung der Menschen von den Dingen. Alles Verhalten, alle Zielsetzungen gehen, bevor sie ihrerseits Realität werden, durch dieses gleichsam subjektive Medium hindurch. Da sie in dieser Hinsicht ungemein umfangreiche Möglichkeiten hat, in ihre Modelle unterschiedliche Daten einzusetzen, und sie der Überzeugung sein kann, daß sie damit der Aufgabe einer Erfassung der Wirklichkeit näher kommt, erträgt sie — wenn er überhaupt gemacht wird — gelassen den Einwand, daß sie eine vielleicht allzu umfangreiche Kasuistik entwickle. In ihren Aussagen sucht sie sich größtmöglicher Exaktheit zu befleißigen, und zu diesem Zwecke bedient sie sich in weitgehendem Ausmaß — vielfach erheblich mehr als sachlich notwendig — der mathematischen Ausdrucksweise.

Wir fragen nun — unserer Themastellung entsprechend — nicht nach Möglichkeiten einer Verbesserung, einer Fortentwicklung dieser Theorie, — das wäre ein weites Feld. Sondern wir fragen nach dem Zuordnungsverhältnis dieser Theorie zu dem weitergespannten Bereich der allgemeinen Volkswirtschaftslehre. Dies wohl auch mit einer unbestreitbaren Berechtigung deswegen, weil heute nicht mehr die Notwendigkeit einer Theorie und auch nicht die Grundkonzeption dieser Theorie zur Diskussion steht, — sondern eben die nach dem Zuordnungsverhältnis dieser Theorie zu den sonstigen Disziplinen, mit denen sie in einer allgemeinen Volkswirtschaftslehre zusammenzuarbeiten hat. Hier, so will mir scheinen, liegen heute die Probleme dieser Wissenschaft. Wenn man es abgekürzt formulieren darf: nicht in den Fragen der Methodologie, sondern im Zusammenwirken mit den nicht-theoretischen Zweigen der Lehre von der gesellschaftlichen Wirtschaft, in der tatsächlichen Erfassung des so vielschichtigen Systems der Gesellschaftswirtschaft, in dem Verhältnis von Hypothesen zu beweisbaren Aussagen über die Wirklichkeit.

Aus all den möglichen Einzelfragen greife ich nur zwei beispielhaft heraus:

1. Im Prinzip ist — so sagten wir — die Notwendigkeit, die Wirtschaftstheorie etwa durch Soziologie und Geschichte zu ergänzen, völlig unbestritten, und doch sind wir in dieser Hinsicht erst kaum einige Schritte vorangekommen. Die Methode kann ja nie aus einem Postulat zu einer Realität werden, wenn nicht Menschen sie handhaben. Ein Blick in die moderne Literatur zeigt aber, daß sich nur ganz wenige theoretische Nationalökonomien heute mit historischer Forschung, mit historischen Fragestellungen befassen. Wie gering ist schon die Bereitschaft oder auch die innere Möglichkeit, die Ergebnisse dieser Forschung mit heranzuziehen, geschweige denn diese Forschungen selbst zu betreiben! So ist denn der im Prinzip immer wieder abgelehnte Dualismus noch weitgehend erhalten geblieben, und das von Arthur Spiethoff und anderen angegangene Problem einer anschaulichen, einer geschichtlichen Theorie ist — zumindest in der Gegenwart — weitgehend wieder vertagt, vielleicht sehr berechtigter- und notwendiger Weise, da die Theorie ihrer Zeit noch nicht reif genug war, um sich daran zu wagen.

Und das gleiche gilt für die Entwicklung der Volkswirtschaftslehre zu einem Zweig der Sozialwissenschaften, die Heranziehung dessen, was Carl Brinkmann — an den wir hier beispielsweise denken — die „soziologische Dimension“ genannt hat. Wie wenig ist diese Forderung erfüllt, in wie geringem Ausmaß ist nach einem Worte von Georg Weippert neben der Ontologie des Sachgebietes Wirtschaft ergänzend eine Analyse der Kulturwirklichkeit Wirtschaft entwickelt worden, indem die ökonomischen Kategorien in ihrem gesellschaftlichen und — wie man hinzufügen kann — geschichtlichen Zusammenhang erscheinen? Alle diese Aufgaben möchte ich als vertagt ansehen. Ich glaube aber, man kann sie heute oder in der nächsten Zukunft mit mehr Aussicht auf Erfolg anpacken als je, eben weil wir inzwischen über eine so ausgebaute geschichtslose Theorie verfügen. Denn jede geschichtliche und soziologische Theorie bedarf ja doch eines Bezugspunktes, wie ihn eine zeitlose Theorie bietet, von dem aus sich ihre spezifisch-geschichtliche und soziologische Situation erst ergibt.

Aber gesehen werden sollte — mehr als bisher — die Notwendigkeit einer solchen Ergänzung.

2. Aber noch ein zweiter Gedanke zur kritischen Beleuchtung der heutigen Situation in der Volkswirtschaftslehre soll angedeutet werden. Wir stellen die ja wohl berechtigte Frage, in welchem Ausmaß so gewonnene Theorien die Anwendbarkeit auf das konkrete wirt-

schaftliche Geschehen ermöglichen. Dabei ist es zweckmäßig, von der von Åkerman entwickelten Unterscheidung von Kalkülmodellen und Kausalanalysen auszugehen.

Die ersteren — die uns hier zunächst interessieren — sind ja die Modelle, von denen wir schon sprachen, Modelle mit bestimmten unabhängigen und abhängigen Variablen. Die Ergebnisse einer solchen Modellkonstruktion sind dann rein logische Deduktionen aus den Prämissen, etwa den Annahmen über Motive und Verhaltensweisen der Wirtschaftssubjekte. Das heißt aber: der Aussagewert hängt völlig ab von der Wirklichkeitsnähe der Prämissen, und um diese zu gewinnen, bedarf es der Heranziehung geschichtlicher (und evtl. soziologischer) Forschung. Solche Modelle und die mit ihrer Hilfe entwickelten Theorien sind nur unter bestimmten historischen Gegebenheiten aussagekräftig, und es ist dann eine sehr grundsätzliche Frage, ob es als Aufgabe der Theorie angesehen werden kann, Modell-Theorien zu entwickeln, die für bestimmte Entwicklungsphasen der Vergangenheit, vielleicht aber erst irgendwann einmal in der Zukunft Aussagewert haben, die aber zu vielen Problemen der heutigen politisch gelenkten Marktwirtschaft keinen unmittelbaren Bezug haben. Wie unzulänglich müssen Theorien — nur um ein Beispiel zu nennen — sein, die allzusehr verallgemeinernd als Zielsetzung generell das Prinzip der Gewinnmaximierung zugrunde legen, während weite gesellschaftliche Gruppen sich nach ganz anderen Maximen ausrichten? Niemand wird daran denken, dem Theoretiker Schranken aufzuerlegen oder ihm Gebote erteilen zu wollen. Was aber verlangt werden muß, ist eine klare Vorstellung von dem materialen und zeitlichen Bereich, für den die Theorien einen Aussagewert haben, sonst setzt er sich dem Vorwurf aus, daß er ein „Glasperlenspiel“ betreibe. Oder man kann an Duesenberry erinnern, der bemängelte, daß so mancher Theoretiker sich der Mühe der Verifizierung gar nicht mehr unterzöge; es gäbe, meint er ironisierend, sehr viele Häuptlinge, aber keine Indianer. Sicher läßt sich daraus noch keine Kritik an den Theorien als solchen ableiten — das wäre eine Sache für sich —, wohl aber eine Forderung nach Schwergewichtsverlagerung in der Forschung, vielleicht auch eine höher gespannte Forderung an den Forscher im Sinne einer geringeren Einseitigkeit und einer größeren Fähigkeit zu umfassenderer Schau, als sie von einem einzigen Zweig der allgemeinen Volkswirtschaftslehre gewonnen werden kann.

Und so ist denn — wie man vielleicht zusammenfassend und stark vereinfachend sagen kann — die heutige Volkswirtschaftslehre in mancher Hinsicht in einer entgegengesetzten Problemlage wie die Ge-

schichtswissenschaft. Bei dieser kommt es darauf an, der Theorie erst Anerkennung zu verschaffen, bei jener ist die Anerkennung zur Selbstverständlichkeit geworden, es fehlt aber an ausreichender Einbeziehung geschichtlicher und soziologischer Verifikationen. Bei dieser ist das Methodenproblem noch weitgehend ungeklärt, bei jener ist es im Prinzip geklärt, aber die Bewältigung der Sachprobleme läßt viele Wünsche offen.

III.

Aber nun wollten wir ja noch einen Blick auf die Wirtschaftsgeschichte werfen und damit unsere Überlegungen abrunden.

Erlauben Sie mir, an eine Bemerkung anzuknüpfen, die ich einleitend gemacht habe, als ich davon sprach, daß Geschichte und Wirtschaftswissenschaften Nachbarwissenschaften seien, deswegen, weil es sich bei ihnen um die Betrachtung von singulären Vorgängen handelt. In der Wirtschaftsgeschichte treffen nun beide — Geschichte und Wirtschaftslehre — zusammen, und so lassen sich hier gewisse Probleme vielleicht besonders gut verdeutlichen.

1. Aber hier gilt es sofort, eine gewisse Korrektur anzubringen, auf die ich vorhin verzichtet habe. Diese Korrektur besteht in dem Hinweis darauf, daß dieser Satz von der Singularität sofort falsch wird, wenn man ihn überspitzt, d. h. wenn man ihn so auslegt, daß sowohl Wirtschaft wie Geschichte aus völlig isolierten singulären einzelnen Fakten bestünden. D. h. negativ: wenn sich garnichts Typisches, Generelles finden und feststellen ließe. Dann stünden wir vor einem beziehungslosen Nebeneinander, dann ergäbe sich — sinngemäß angewandt — die Berechtigung der von Wilhelm v. Humboldt bereits an der individualpsychologischen Betrachtung der Geschichte geübten Kritik auch für dieses Konglomerat isolierter Fakten, als er davon sprach, daß dann die Tragödie der Weltgeschichte zum Drama des Alltäglichen herabgewürdigt würde, weil die einzelne Begebenheit aus dem Zusammenhang des Ganzen herausgerissen würde, um „an die Stelle des Weltschicksals ein kleinliches Getriebe persönlicher Beweggründe zu setzen.“ Man kann daneben einen anderen Gedanken stellen, den ich in die Frage kleiden möchte: ergibt sich das Maß der Individualität nicht gerade daraus, in welchem Umfange eine einzelne Erscheinung sich dem Typischen annähert bzw. von ihm abweicht? (Erdmann) Wäre dies nicht der Fall, so stünden beide Wissenschaften — ebenso etwa die Soziologie und andere — vor einem völligen Chaos, wobei dann in der Tat nur noch die Aufzählung und Beschreibung der individuellen, singulären Fakten übrig bliebe. Für die Wirtschaft ordnet nun die Theorie, von der wir sprachen, das Material.

2. Aber damit ist die Wirtschaftsgeschichte nicht ausreichend fundam-
tiert, wie wir aus den Bemerkungen zu den Kalkülmodellen der Theorie
sahen. Der Wirtschaftshistoriker hat es mit den Tatsachen, mit
Prozessen zu tun, die so nicht wiederholt werden können, die grundsätzlich
irreversibel sind, speziell wenn man an den Ablauf der Zeit denkt. In diesem
Sinne sind die Prozesse kumulativ in der Zeit (im Sinne von geschichtlichem
Zeitablauf). Der Wirtschaftstheoretiker dagegen hat es über-
wiegend mit abstrakten funktionellen Zusammenhängen zu tun, bei denen
eine solche Wiederholbarkeit in einem, im Einzelfall sicher sehr unterschied-
lichen, Ausmaß unterstellt werden kann. Innerhalb gewisser Grenzen bedeu-
tet dies, daß es näherer Untersuchungen darüber bedarf, in welchem Zeit-
raum dieses Typische existent ist, wann also, mit anderen Worten,
durch Änderungen in einem ganz weit zu fassenden Kranz von Gegebenhei-
ten dieses Typische entstanden ist und wann es wieder verloren geht.

Aber nicht darauf will ich näher eingehen, denn wir kommen damit ja
nur zu einer erneuten Unterstreichung der Tatsache, daß die Wirtschafts-
theorie der Mitarbeit der Wirtschaftsgeschichte nicht entraten kann.

Wir wollen vielmehr dem Thema entsprechend die „Zwillingsfrage“ stellen:
Welche Bedeutung hat die Wirtschaftstheorie für die Wirtschafts-
geschichte?

Eine Grundtatsache, die gewissermaßen den Ausgangspunkt bildet, sei an
den Anfang gestellt, die Tatsache, daß wohl genetisch die Erfassung,
auch die historische Erfassung der Tatsachen vorangeht, daß aber logisch
die Theorie vor der Geschichte steht und in unserem Fall also
die Wirtschaftstheorie vor der Wirtschaftsgeschichte. Das hat schon einmal
Horst Jecht in aller Deutlichkeit hervorgehoben und ähnlich Edgar
Salin, um noch einen anderen Nationalökonom zu nennen. Nur aus der
Theorie ergeben sich ja die Fragestellungen, von denen aus die
Fülle des faktischen individuellen Geschehens gesichtet, geordnet und typi-
siert werden kann; nur sie liefert, um an Kant zu erinnern, die Begriffe,
ohne die die Anschauung blind bleibt, so wie umgekehrt ohne diese An-
schauung die Begriffe leer sind.

Da wir nun, wie ich anzudeuten versuchte, über eine durchaus hoch-
entwickelte Wirtschaftstheorie verfügen, wäre die Wirt-
schaftsgeschichte vielleicht als eine historische Disziplin anzusehen, bei der
die Heranziehung die Theorie für geschichtliche For-
schung besonders leicht sein und auch gelungen sein müßte.

Auch hier sehen wir aber eine Kluft zwischen dem, was möglich
und dem, was erreicht ist.

Die tatsächliche Situation in dem Bereich der Wirtschaftsgeschichte ist nämlich weithin dadurch charakterisiert, daß dieser Forderung und der gegebenen Möglichkeit bisher nur in einem ganz unzureichenden Maß entsprochen worden ist, und ich glaube, es ist eine der wichtigsten Aufgaben der wirtschaftshistorischen Forschung der Gegenwart und Zukunft, dieser Forderung wesentlich gerechter zu werden.

An Ansätzen und Versuchen hat es ja nicht gefehlt. Die so hart kritisierten Lehren von Wirtschaftsstufen, Wirtschaftsstilen usw. waren solche Versuche, wenn diese auch unbefriedigend verlaufen sind. Oder es sei an Werner Sombart erinnert, dessen stark von künstlerischer Kompositionsfreude bestimmtes Bild von der Entwicklung des Kapitalismus sicher als unzulänglich angesehen werden muß, für den aber immerhin der Satz gilt, daß geniale Irrtümer fruchtbarer sind als banale Wahrheiten.

Bei aller Anerkennung dieser Bemühungen zeigt die Wirtschaftsgeschichte aber noch ein durchaus unbefriedigendes Bild. Sie ist, wie ich das gern formuliere, allzusehr gekennzeichnet durch „punktuell“ Forschen. Es werden auch heute noch Geschichten von einzelnen Zünften, Messen, Handelsstädten, Unternehmen usw. geschrieben, ohne — und das allein wird ja damit kritisiert — die erforderliche Bezugnahme auf die Gesamtzusammenhänge, die Grundtendenzen der Entwicklung.

Oder man betrachtet, was ja zeitweise sehr beliebt war, die Preisgeschichte, ohne die zusammengetragenen Daten wirklich zu verarbeiten, da es dem Preishistoriker einfach an preistheoretischen Kenntnissen fehlt. Dann kann es dazu kommen, wie es Herbert Heaton in einem köstlich-ironischen Aufsatz mit dem für ihn so bezeichnenden Titel „Clio's New Overall“ formuliert hat, daß ein Wirtschaftshistoriker — gemeint ist Rogers — Preisreihen über 6 Jahrhunderte ausgegraben hat, wobei er so viele Fehler machte, daß sie sich gegenseitig fast wieder aufhoben und somit ganz gute Ergebnisse erzielt wurden, wie Heaton gönnerhaft sagt.

Oder ich weise darauf hin, daß konjunkturgeschichtliche Untersuchungen, wie sie ja gleichfalls in großer Zahl vorliegen, in ihrem Aussagewert schlechterdings abhängig sind davon, daß der Historiker gute Kenntnisse in der Konjunkturtheorie hat. Nur dann kann es nicht mehr vorkommen, daß höchst naiv Preisanstiegsbewegungen als Beweis für einen Konjunkturanstieg, Preisrückgänge als Beweis für eine Krisenentwicklung angesehen werden, wie dies ja geschehen ist, während entscheidendere Fakten, wie Beschäftigung, Größe des Sozialprodukts, Einkommengefüge etc. gar nicht gesehen werden, obwohl man über sie nicht hinweggehen kann, auch wenn das historische Material — das ja doch immer nur bruchstückhaft ist — eine nähere Verifizierung und Konkretisierung

nicht erlaubt. Und schließlich sei nur daran erinnert, daß sich von der Wachstumstheorie, der Kreislauftheorie, von den Komplementaritätsvorstellungen aus wirtschaftshistorische Zusammenhänge durchleuchten lassen.

Doch genug der Beispiele!

Gesichert scheint mir dreierlei zu sein:

1. Daß es nur einer fruchtbaren Anwendung theoretischer Erkenntnisse gelingt, das wirtschaftshistorische Material zum Sprechen zu bringen, daß wir aber in dieser Hinsicht erst an einem Anfang stehen, wenn auch, wenn ich recht sehe, an einem erfolgverheißenden Anfang. Und ich frage: gilt das nicht mutatis mutandis im Prinzip für alle Zweige der Geschichtswissenschaft?

2. Zu warnen ist natürlich vor einer als unzulässig zu bezeichnenden Fragestellung, bei der der Ansatz vielleicht richtig ist, aber das historische Material keine begründete Antwort erlaubt. Es gibt ja immer wieder Theoretiker, die ihre Theorien bedenkenlos „anwenden“ und in der Übertragung ihrer Hypothesen auf geschichtliche Phänomene erkennen lassen, daß sie weniger an der Aufhellung geschichtlicher Prozesse als an ihren Konstruktionen interessiert sind. Hier sind manche Irrwege eingeschlagen worden, die zu unhaltbaren Aussagen geführt haben. Aber, um Heaton noch einmal zu zitieren: „Clio“, sagt er, „ist eine erfahrene Frau. Sie weiß, daß diese Kumpäne nach einiger Zeit doch wieder ihre eigenen Wege gehen werden und irgendeinen neuen ‚Job‘ annehmen.“

3. Die Wirtschaftsgeschichte ist ein notwendiges, ja unentbehrliches Glied einer Universalgeschichte. Es ist sinnlos, in dieser besonderen Erfassung der Wirtschaft eine „materialistische“ Haltung zu sehen. Die Wirtschaft ist nun einmal die unentbehrliche dienende Basis des Lebens und ist voller schwieriger Probleme. Es gilt, sie nicht zu unterschätzen und natürlich ebenso, sich vor einer Überschätzung zu hüten.

Ich glaube also, daß die Wirtschaftsgeschichte nicht eine Ergänzung zur politischen Geschichte ist, sondern gleichrangig als eine spezielle Historie neben ihr steht und daß sie beide — ergänzt durch die anderen speziellen Geschichtswissenschaften — erst eine Gesamthistorie, eine universale Geschichtswissenschaft ermöglichen. Gerade wer die Wirtschaft zu erfassen und zu erforschen versucht, kann seine Aufgabe nicht darin erblicken, nun alles auf Wirtschaft zurückzuführen und von der Wirtschaft aus deuten zu wollen, sondern seine wichtigste Aufgabe scheint mir gerade darin zu liegen, daß er die Grenzen des Ökonomischen sieht und seine mannigfachen Abhängigkeiten von außerökonomischen Fakten und Werten. Und so scheint mir gerade — das wolle man mir bitte nicht als

Hybris auslegen — die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte besonders befähigt, zu universaler Schau vorzudringen. Und gerade bei der Wirtschaftsgeschichte zeigt sich — das möchte ich noch einmal betonen —, welch fruchtbare Dienste die Theorie zu bieten vermag, wie Empirie und Theorie nur in diesem In- und Miteinander zur Aussage kommen, ebenso aber auch mit einer ständigen Verlagerung in ihrem Schwergewicht.

Es gibt einen deutschen Dichter, dem meine verehrende Liebe oder — wenn Sie wollen — meine liebende Verehrung von Jugend auf gehört hat: Friedrich Schiller. Von ihm stammen einige Distichen, die uns nachdenklich stimmen sollten:

Zum Empiriker gewandt sagt er:

Empiriker

Daß Ihr den sichersten Pfad gewählt, wer möchte das leugnen?

Aber Ihr tappet nur blind auf dem gebahntesten Pfad.

Dann wendet er sich zu den Theoretikern:

Theoretiker

Ihr verfährt nach Gesetzen, auch würdet Ihr's sicherlich treffen,
wäre der Obersatz nur, wäre der Untersatz wahr.

Und dann abschließend:

Letzte Zuflucht

Vornehm schaut Ihr im Glück auf den blinden Empiriker nieder.

Aber seid Ihr in Not, ist er der delphische Gott.

Was wir über diese ja etwas allzu einfache Charakterisierung von Empirie und Theorie hinausgehend festhalten wollten, ist das Wissen darum, daß den Wissenschaftler eine größere Beweglichkeit in der Handhabung verschiedener Methoden frommt, und ebenso ein geringeres Maß an Kanonisierung einer bestimmten Methode, zu der das Objekt oder aber auch eine einseitige persönliche Begabung geführt haben!

Aber kommen wir zum Schluß.

Unser notwendig ganz knapper Überblick über einige in der Gegenwart diskutierte Probleme zeigt, wie sehr heute wieder so vieles in Fluß geraten ist, was einst unverrückbar zu sein schien, aber auch wie vieles unvollkommener ist, als es der grundsätzlichen Einsicht nach zu sein brauchte. Ich meine immer wieder, wir sollten hier nicht, wie das oft geschieht, mit Sorge von einer „Krise“ sprechen, sondern sollten dieses als Zeichen des Lebens werten. Nichts ist ja für den Menschen, auch den Wissenschaftler, unfruchtbarer als Erstarrung, Selbstzufriedenheit, die Scheu vor neuen, evtl. auch radikalen Fragen. Nicht das Wissen macht den Wissenschaftler aus, sondern das Fragen und das Suchen nach Antworten. Und dies, obwohl wir wissen, daß ihm endgültige Antworten versagt sind. Goethe hat einmal gesagt: „Der Mensch ist nicht geboren, die Probleme der Zeit zu lösen, wohl aber zu suchen, wo das Problem angeht und sich dann in den Grenzen des Begreiflichen zu halten“. Das ist nicht Resignation, sondern fruchtbare Selbsterkenntnis und geziemende Bescheidenheit.

Und auf der gleichen Ebene liegt das Wort von Toynbee, das er vor wenigen Wochen hier von der gleichen Stelle aus sprach: „Der Historiker kann die Geschichte nicht mit den Augen Gottes sehen, sondern nur mit denen eines Menschen“.

Als Mann der Wissenschaft kann man sich vielleicht damit begnügen und sich bescheiden mit der Erkenntnis, daß es viele und ständig wechselnde Wege gibt, die zum Ziele führen. Aber, so möchte ich meinen, der Mensch in uns kann sich damit noch nicht zufrieden geben. Ihm fehlt noch ein Abschluß, der in das Allgemein-Menschliche einmündet.

Und da entsinne ich mich eines Wortes, das vor sechs Jahren von dieser gleichen Stelle aus gesprochen worden ist, ein Wort, das mir eines der schönsten zu sein dünkt, das wir in dieser Aula gehört haben und das — ich gestehe es gern — bis heute unabgeschwächt in mir nachgeklungen ist. Der es sprach, war mein verehrter Fakultätskollege Bruno Huber. Er hielt damals die akademische Festrede über das Prinzip der Mannigfaltigkeit in der belebten Natur und stellte an den Schluß den Gedanken, daß es noch ein weiter Weg sei von dem Erkennen

der Mannigfaltigkeit bis dahin, daß der Mensch sich auch dazu aufraffe, diese Mannigfaltigkeit zu lieben, oder wie es Bruno Huber wörtlich formulierte: „nicht nur mit dem Verstande, sondern auch mit allen Kräften unserer Seele zu bejahen.“ Das will mir auch im Hinblick auf unseren Fragenkreis richtig erscheinen, und so möchte ich diesen Gedanken noch einmal anklingen lassen. Nur das bewahrt uns vor Überheblichkeit, die dem Wissenschaftler so besonders schlecht ansteht, zumal wenn diese Selbstgerechtigkeit sich auf Fragen der Methoden erstreckt. Das öffnet den Blick für das, was andere vor und neben ihm auf ganz anderem Weg erstrebt und erreicht haben, und darin nicht zuletzt prägt sich doch die Einheit in der Vielheit aus. Sowohl der Historiker wie der Wirtschaftswissenschaftler sollte bei allen Streitgesprächen in der Gegenwart und bei aller Betonung des eigenen Standpunktes dieses nicht vergessen: neben dem Erkennen der Mannigfaltigkeit auch der Liebe zur Mannigfaltigkeit Raum zu geben.

The first thing I noticed when I stepped out of the car was the cold, crisp air. It was a relief after the warm, stuffy interior. I looked up at the sky, which was a pale, hazy blue. The sun was just rising, and its light was soft and gentle. I took a deep breath and felt a sense of peace. The world was so quiet, so still. I walked towards the park, my feet crunching on the dry leaves. The trees were bare, their branches reaching out like skeletal fingers. The ground was covered in a thick layer of brown leaves, and the air was filled with the scent of autumn. I felt like I was in a dream, a beautiful, peaceful dream. I walked for miles, not caring where I was going. I just wanted to feel the wind on my face, to hear the leaves rustle under my feet. I was alone, but I didn't feel lonely. I felt free. I felt like I was finally home.

I walked for miles, not caring where I was going. I just wanted to feel the wind on my face, to hear the leaves rustle under my feet. I was alone, but I didn't feel lonely. I felt free. I felt like I was finally home. The sun was higher in the sky now, and the light was brighter. The trees were still bare, but they looked more vibrant now. The ground was still covered in leaves, but they looked more colorful. I felt like I was in a different world, a world where everything was perfect. I walked for hours, and I didn't get tired. I felt like I was on a never-ending journey. I was so happy, so content. I felt like I was finally living. I felt like I was finally free. I felt like I was finally home.

Münchener Universitätsreden

Neue Folge

Heft 9

Emil K. Frey

Chirurgie, Forschung und Leben

Groß 8°. 12 Seiten, geh. DM 1.—

Heft 10

Rede des Rektors Prof. Dr. Alfred Marchionini

Ehrenpromotion von Prof. Dr. Pasteur Vallery-Radot

und

Rede des Herrn Professors Dr. Pasteur Vallery-Radot-Paris

Groß 8°. 16 Seiten, geh. DM 1.—

Heft 11

Erich Valentin

Mozart in seiner und unserer Zeit

Groß 8°. 16 Seiten, geh. DM 1.—

Heft 12

Übergabe der Verwaltung des Maximilianeums

Melchior Westhues

Über den Schmerz der Tiere

Groß 8°. 16 Seiten, geh. DM 1.—

Heft 13

Feier des 150. Geburtstages von Adalbert Stifter

Hermann Kunisch

Mensch und Wirklichkeit bei Adalbert Stifter

Groß 8°. 16 Seiten, geh. DM 1.—

Heft 14

Nikolaus Monzel

Was ist Christliche Gesellschaftslehre?

Groß 8°. 24 Seiten, geh. DM 1.50

Heft 15

Die Schweizer Gastvorlesungen

vom 7. bis 9. Mai 1956 in der Universität München

Groß 8°. 36 Seiten, geh. DM 2.50

Heft 16

Romano Guardini

Das Licht bei Dante

Groß 8°. 12 Seiten, geh. DM 1.—

MAX HUEBER VERLAG MÜNCHEN 13

Münchener Universitätsreden

Neue Folge

Heft 17

**Ansprache des Rektors Melchior Westhues beim
484. Stiftungsfest der Ludwig-Maximilians-Universität**

Groß 8°. 12 Seiten, geh. DM 1.—

Heft 18

**Friedrich Klingner
Würde der Dichtkunst**

Groß 8°. 12 Seiten, vergriffen

Heft 19

Sigmund Freud

Gedenkfeier anlässlich der 100. Wiederkehr seines Geburtstages

Groß 8°. 40 Seiten, geh. DM 2.50

Heft 20

**485. Stiftungsfest der Ludwig-Maximilians-Universität München
am 22. Juni 1957**

**Ansprache des Rektors Friedrich Klingner
Festvortrag des Professors Rudolf Pfeiffer**

Von der Liebe zu den Griechen

Groß 8°. 22 Seiten, geh. DM 1.50

Heft 21

Egon Wiberg

Vom Stein der Weisen

Groß 8°. 20 Seiten, geh. DM 1.50

Heft 22

Alfred Marchionini

**Selbstaufopferung im Dienste der praktischen und
wissenschaftlichen Heilkunde**

Groß 8°. 28 Seiten, geh. DM 2.—

Heft 23

**486. Stiftungsfest der Ludwig-Maximilians-Universität München
am 5. Juli 1958**

Ansprache des Rektors Egon Wiberg

Festvortrag des Professors Adolf Butenandt

Das Leben als Gegenstand chemischer Forschung

Groß 8°. 28 Seiten, geh. DM 2.—

Heft 24

Josef Pascher

**Die christliche Eucharistiefeler als dramatische Darstellung
des geschichtlichen Abendmahles**

Groß 8°. 16 Seiten, geh. DM 1.40

MAX HUEBER VERLAG MÜNCHEN 13